

Nr. 11. Bromberg, den 16. Januar 1926

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

Copyrigth bei Gyldendal'schem Verlag, Berlin.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ein breites Grinsen, das um den ganzen Kopf gegangen wäre, wenn die Ohren nicht beiderseits ihrem Mund ein Ende gemacht hätten, verschönte sie und enthüllte auch die übrigen Perlenzähne bis zu den Backzähnen hin, die groß und breit waren, wie die Mahlzähne von Wiederkäuern.

„Aoh, ich wissen. Ich Euch führen."

Sie schob resolut ihren Arm in den seinen und zog mit ihm davon. Während des Gehens kam eine leidliche Unterhaltung zustande. Er erfuhr, daß sie eine Governeß aus Birmingham sei und heute ihren freien Tag habe, daß die Anlagen auf den Plätzen keine public-garden seien, sondern zur Benutzung nur den Bewohnern der umliegenden Häuser geöffnet würden, die einen eignen Schlüssel hätten. Auch auf die schönen Balkons machte sie ihn aufmerksam, die alle einheitlichen Blumenschmuck trugen. In Birmingham sei das nicht so, nur in Edinburgh. Als sie bei einem Friedhof vorüberkamen, wies sie ihm die großen Glasglocken, die auf den meisten Gräbern standen, zum Schutz der kostbaren Perlen- und Wachsblumenkränze. Auch das war eine Edinburgher Sitte.

Sie sprach sehr viel, froh, sich in der schweren deutschen Sprache unterhalten zu können und stolz darauf, daß es ihr so gut glückte. Im College hatte sie nur „befriedigend" im Deutsch erhalten. Und jetzt sprach sie es fließend, wie eine Deutsche!

Auch er freute sich der flotten Unterhaltung. Wenn er gewußt hätte, daß Englisch so leicht war. Er hatte es niemals gelernt und verstand doch fast jedes Wort!

Als sie vor dem Hotel ankamen, bat er sie einzutreten und mit ihm ein Glas Tee zu trinken. Vielleicht auch ein Stück Kuchen dazu zu essen. Er fühlte sich in ihrer Schuld, hätte auch gern noch ein wenig Englisch mit ihr gesprochen.

„Kuchen? No, sandwiches" sagte sie und nahm an.

Bald saßen sie in der schönen großen Vorhalle in bequemen Klubsesseln und neben ihnen stand auf einem kleinen Rolltisch die Teekanne nebst einer Platte belegter Brötchen. Sie goß ihm den Tee ein.

Er dankte, trank aber noch nicht, sondern erhob sich langsam und griff nach seiner Brieftasche. Endlich konnte er sich vorstellen. Auf der Straße war das nicht möglich gewesen. Denn sie hatte ununterbrochen geredet. Jetzt konnte er es nachholen.

Sie schaute ihn verwundert an.

„Was Ihr wollen?"

Er verbeugte sich und machte ein verbindliches Gesicht.

„Ich muß mich doch endlich vorstellen. Mein Name ist Dietrich Overweg. Apotheker Overweg aus Berlin."

Sie schüttelte erstaunt den Kopf.

„Ihr nicht können vorstellen. Niemand hier, der können das. Nobody."

„Kann ich mich nicht selbst vorstellen? Hier bitte! Hier ist meine Karte." Er suchte in seiner Tasche; endlich fand er eine Visitenkarte.

Sie blickte ihn traurig an, hilflos.

„Ihr nicht können vorstellen, niemand können das. Auch His Majesty nicht. Müssen sein ein Mann oder ein Lady, was kennen Ihr und ich. Muß machen presented das eine und das andere."

„Und wenn niemand da ist?" Er hielt noch immer seine Karte in der Hand.

„Dann presentation is impossible. Auch His Majesty können not presented dann. Ich nicht wissen, ist Name right or not right. Ihr können sagen falsches Name. Ihr können sein Murder, Dieb. Ihr können reisen mit falsche Paß. Ich nicht wissen. No garanty."

Er fiel in seinen Stuhl zurück und schaute sie verständnislos an. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen. Sie lief mit ihm durch die Straßen, sie trank mit ihm Tee in seinem Hotel. Aber als er sich vorstellen wollte, verlangte sie — — Garantien!

In seinem Kopf drehten sich Mühlräder.

In seinem Leib ebenfalls. Das warme Wasser begann zu wirken.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich bin gleich wieder da."

Als er zurückkehrte, fand er ihren Platz leer. Ein deutsch sprechender Kellner trat auf ihn zu und bestellte ihm eine Empfehlung der Lady. Aber sie hätte nicht länger warten können. Ihren Tee hatte sie bezahlt.

Er nickte verständnisvoll. Das warme Wasser auf nüchternem Magen. Es wirkte so plötzlich und dann konnte man nicht warten. Niemand. Auch für ihn war es die allerhöchste Zeit gewesen.

Die Nacht auf dem Schiff war sehr angenehm verlaufen. Viele Passagiere hatten gleich dem Apotheker vorgezogen, einmal eine Nacht an Land zu schlafen, so daß in allen Kabinen reichlich Platz gewesen war. Die Passagiere, die an Bord geblieben waren, brachen am Morgen zeitig auf, um den Tag gut auszunützen und die Königin des Nordens, wie Edinburgh in jedem Reiseführer genannt wird, gründlich kennen zu lernen. Beim Frühstück war Dr. Heinicke's Islandkompagnie fast ganz unter sich. Auch der Kapitän und der erste Offizier waren schon an Land gegangen. Nur der Spazierstockmann in seinem grauen Anzug saß zwischen ihnen.

Der Rosenstrauß stand auf dem Tisch und sandte seine Duftwellen durch den Raum.

Der Spazierstockmann wies mit dem Finger auf ihn und wandte sich an Hedda.

„Warum haben Sie ihn hierhergestellt?"

Hedda machte ein verwundertes Gesicht.

„Woher wissen Sie, daß er mir gehört?"

„Ich habe Ihnen die Blumen gekauft."

Sie reichte ihm über den Tisch die Hand.

„Ich danke Ihnen. Das ist sehr hübsch von Ihnen."

Minchen Enkelmann biß wütend in ihre Semmel. Natürlich. Den hatte sie sich auch schon geholt.

Der Spazierstockmann schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Es ist nichts zu danken. Sie lachen immer und ich liebe das Lachen. Sie machen mir eine Freude und ich mache Ihnen eine Freude. Nun sind wir auf gleich." Es klang wie eine Grabrede. Tante Therese schaute auf. Der Mann wurde ihr unheimlich. Er schaute aus wie ein Raubmörder. Sie hatte es gleich geahnt. Deshalb lief er auch immer so herum, konnte nirgendwo ruhig sitzen. Sein böses Gewissen ließ ihm keine Ruhe.

Eine drückende Stille legte sich auf die kleine Gesellschaft. Der Raubmörder wirkte lähmend. Selbst Minchen war blaß geworden und zitterte. Vielleicht war der Mann ein

Verrückter? Dann waren sie ihm hier hilflos ausgeliefert. Alle Schiffsangestellten hatten Landurlaub. Nur die kleine Stewardeß stand mit der Serviette in der Tür.

Dr. Heinicke suchte der unbehaglichen Situation mit einem Scherzwort ein Ende zu machen.

„Sie lieben das Lachen und lachen selbst nicht? Ridere a non ridendo! Das ist unlogisch.“

Der Raubmörder schaute ihn aus tiefliegenden Augen an. Er sah aus wie ein Tier, das hinter Gittern gereizt wird.

„Logisch oder nicht. Was wissen Sie von Logik? Logisch ist das Notwendige, ist das, was aus der Notwendigkeit folgen muß. Der Kontrast ist notwendig. Denn alles, was ist, wird aus dem Kontrast geboren.“

Elterlein, der sich bislang um das Gespräch nicht bekümmert hatte, horchte auf. Dieser Spazierstockmann hatte schon bei den Mahlzeiten sein Interesse geweckt. Er hatte ein ungewöhnliches Gesicht von seltsamer Unausgeglichenheit. Die Stirn war weiß, hoch und scharf gemeißelt, die grauen Augen von eindringendem Blick, die Nase von edler Wölbung. Er besaß die Stirn und Augen eines römischen Kardinals aus der Zeit der Gegenreformation; aber der Mund und das Kinn waren weich und warm wie von einem Kinde. Alle Versuche, ihn in eine Berufsklasse einzureihen, waren mißglückt. Er paßte in keinen Beruf hinein. Den Mitgiedern der oberen Tafelrunde, bei denen er saß, schien er sich vorgestellt zu haben. Denn hin und wieder richteten sie das Wort an ihn, obgleich er nur selten antwortete. Er blickte zumeist starr und stumm auf seinen Teller und saß völlig teilnahmslos; ließ er sich aber in ein Gespräch ein, dann schaute er aufmerksam auf den Sprechenden und hörte mit angemessener Höflichkeit auf jedes seiner Worte, als dächte er lange darüber nach. Auch antwortete er dann stets klar und bestimmt, aber jedes Wort so abwägend, daß man sich unbehaglich fühlte und froh war, das Gespräch beenden zu dürfen.

Heute schien er redseliger aufgelegt zu sein.

„Alles ist Kontrast und was wir Leben nennen, ist nur der Wunsch, die Kontraste auszugleichen.“

Elterlein dachte angestrengt nach.

„So oder ähnlich las ich einmal bei Goethe. Oder war es im Lessing?“

„Es ist die Fabel vom rhodischen Genius, die Lessing bedichtet hat“, sagte Dr. Heinicke und schaute sich triumphierend um. Ein Mathematiklehrer ist nicht verpflichtet, auch in der Literatur Bescheid zu wissen. Weiß er es dennoch, dann ist das anzuerkennen.

Der Spazierstockmann runzelte die Stirn.

„Ich beanspruche kein Autorrecht. Ich will nur meine Gedanken begründen. Wer sie vor mir hatte, ist belanglos. Alles wurde schon einmal gedacht.“

Tante Therese zitterte wie Espenlaub. Elterlein bog das Gespräch gewaltsam.

„Sie kennen Edinburgh?“

„Ich kenne Edinburgh und ich liebe es. Es ist die schönste Stadt der Welt und die häßlichste. Die Begeisterung und das Grauen reichen sich hier die Hand. Ich sah in Afrika Orchideen wachsen aus einem Kaffernschädel. So ist Edinburgh.“

„So furchtbar ist Ihnen Edinburgh, das schöne Edinburgh!“ Hedda Vulpius schaute ihn entsetzt an. Ihre großen Augen wurden feucht. Sie liebte bereits die herrliche Stadt, obwohl sie noch wenig von ihr gesehen hatte. Doch was sie gesehen, war schön, so wunderschön gewesen. Sie war noch jung, und alles, was sie liebte, liebte sie mit der ganzen Kraft ihres jungen Herzens.

Der Spazierstockmann blickte sie an, kühl fachlich, wie ein Naturforscher ein Tier betrachtet, das unter seinem Messer zuckt.

„Nichts macht so nervös, als die Tränen einer Frau. Zum Glück trocknen sie schnell.“

Hedda stand auf und ging hinaus. Frau Enkelmann folgte ihr.

Triumphierend blickte Minchen ihr nach. Endlich einmal ein Mann, der sich nicht vor ihren Wagen spannen ließ. Er hatte ihr Rosen geschenkt, aber die Rosen waren dornig gewesen.

Der Spazierstockmann frühstückte ruhig und gleichmütig zu Ende.

Dr. Heinicke nahm das dritte Ei von der Schüssel. Sonst waren sie abgezählt, für jeden eines. Heute konnte man nehmen, so viele man wollte. Auch dieses mußte man nützen.

Im Herzen Elterleins trieb das Mitleid Blüte um Blüte. Wie leid tat ihm der fremde Mann, dessen Namen er nicht einmal wußte und dessen Herz offen vor ihm lag, wie ein aufgeschlagenes Buch. Wer die Frucht nur sah, wenn der Wurm an ihr nagte, wer einem Mädchen nur Rosen schenkte, um es mit den Dornen zu stechen, der mußte unglücklich, tief unglücklich sein. Wenn er ihm helfen könnte!

Vorsichtig, wie ein Arzt begann er zu sondieren.

„Weshalb verleiden Sie uns das schöne Edinburgh? Wir sahen es nur im hochzeitlichen Gewande mit der Mauerkrone im Goldhaar.“

„Ich weiß es. Sie sahen es, wie alle Reisenden es sehen, die Prinzeßstreet und das Castle und die Berge und so weiter. Sie sahen nicht die Canongate und die Highstreet in der Altstadt, nicht die Closeß und Winds, die von Cowgate ausgehen. Sie sahen nicht die engen, winkligen, stinkenden Gassen, die aus Klumpen alter, in Schlamm und Schmutz erstarrender Häuser zusammengesetzt sind. Oben auf den Hügeln sind Sie gewandelt; aber Sie sind nicht hinuntergestiegen in die Täler von Edinburgh, wo die Elenden hausen, wo die Krüppel und Zwerge hoch im Kurs stehen, weil sie bei Einbrüchen leichter einschlüpfen können, als die großen Menschen, wo der Revolver verpönt ist, weil er lärmt und weil Fehlschüsse möglich sind, aber das Messer beliebt ist, das dünne, spitze Stilett, das sicher und geräuschlos arbeitet, wo die Mädchen ihr Magdtum dem Höchstzahlenden anbieten und mit ihm um den Preis feilschen, wo die Frauen mit vom Whisky verglasten Augen auf der Erde hocken und die Kinder in Anzügen sich balgen, gegen die Zigeunerlumpen Festgewänder sind, wo der Sterbende nicht Ruhe hat zu sterben, weil man ihm, noch ehe er kalt geworden ist, die Lumpen vom Leibe reißt, um sich selbst darin einzuhüllen.“

„Sind Sie auch dort gewesen? Ich war im Withechapel Londons, in den elendsten Vierteln von Neuyork. Nirgendwo sah ich eine solche Verkommenheit als in Edinburgh.“

„Waren Sie auf der Prinzeßstreet?“

Elterlein konnte nur nicken. Etwas war in der Sprache dieses Mannes, das ihm die Kehle zudrückte.

„Gehen Sie heute noch einmal hin! Gehen Sie zur Nationalgalerie! Sie liegt am Anfang der Straße. Hier führt eine breite Brücke, Mound market hinüber zur alten Stadt. Gehen Sie über die Brücke! Der Weg ist lohnend. Denn die alte Stadt ist dort schön, wo sie an die Mound market stößt. Sie werden das Parlamenthaus sehen und die Bibliothek, die Carneggie gestiftet hat. Aber bevor Sie hinübergehen, bleiben Sie auf der Brücke stehen und schauen Sie von ihr hinunter in die Kluft! Sie müssen gute Augen haben. Denn die Kluft ist dort sehr tief. Bedenken Sie, daß die Pfeiler der Brücke sehr hoch sind und doch reichen die Häuser in der Gruft — sie sind siebenstöckig — nicht bis an ihre Grundsteine. Bekommen Sie nun einen Begriff von der Tiefe der Schlucht? Ein ewiges Halbdunkel ist dort unten; denn nicht der Mond, nicht die Sonne dringen mit ihren Strahlen bis auf den Grund. Wie Gnomen erscheinen von oben gesehen die Menschen, die dort unten herumkriechen. Gehen Sie, kriechen Sie hinunter in die Schlucht in der Menschen verkommen die niemals das Sonnenlicht sahen! Auch das ist Edinburgh.“

Dr. Heinecke kritzelte hastig in sein Notizbuch: Canongate, Cowgate, Closes. Hier konnte er Studien machen, das fremdländische Leben an seiner Wurzel packen. Auch Elterlein schrieb sich die Straßennamen auf. Niemals sollte Hedda sie kennen lernen. Über die unheimliche Brücke wollte er sie schnell hinüberführen. Sie, die allezeit Lachende, Strahlende, sollte das lachende Bild von Edinburgh im Gedächtnis behalten.

Wie der Rabbi von Bacharach in Heines wundersamer Erzählung sein Weib durch die Gassen von Frankfurt führte, wollte er Hedda Vulpius durch Edinburgh führen. „Mach die Augen zu, schöne Sara!“ sagte der Rabbi, wenn etwas Unschönes, Häßliches ihre Augen zu beleidigen drohte.

„Mach die Augen zu,“ wollte auch er sagen.

Als die Schreibenden von ihren Notizen aufblickten, war der Platz ihnen gegenüber leer. Nur Minchen saß noch am Tisch und stippte eine fettgeschmierte Semmel in ihren Kaffee. Sie war bei der fünften Tasse.

Hedda saß oben auf der Kommandobrücke. Sie hatte zwei Klappstühle mit hinauf genommen, um den einen als Tisch benutzen zu können. Denn sie hatte ein Schreibheft bei sich und die Monographie Islands von Herrmann. Sie wollte jetzt den Dr. Heinicke versprochenen Aufsatz machen. Ihr üble Laune war längst verflogen. Schon als die gute Frau Enkelmann hinter ihr hergewackelt kam, um sie zu trösten, hatte sie wieder lachen können. Warum sollte man sie trösten? Wenn ein ungezogener Mensch seine Freude daran etwas Schönes zu beschmieren, dann ist das noch lange kein Grund zum Weinen.

Frau Enkelmann war, als sie Hedda guter Laune sah, wieder hinunter gegangen, um sich für den Spaziergang zurecht zu machen. Hedda war ganz allein oben auf Deck. Aber sie konnte trotzdem die Ruhe für den versprochenen Auffatz nicht finden. Sie klappte das aufgeschlagene Buch wieder zu. Schreiben konnte sie auch später, wenn es dunkel war. Jetzt wollte sie sehen, schauen, mit durstigen Augen die Welt und ihre Wunder in sich hineintrinken. Sie lehnte

sich an die Brüstung und zog in tiefen Atemzügen die Seeluft ein. Auch hier, wo das Meer in Docks und Quais eingeschlossen war, war es schön. Kutter und Schlepper, Lastkähne, Handelsschiffe, und kleine schwarze Torpedoboote fuhren hin und her, machten fest oder lichteten die Anker. Es war ein fortgesetztes Kommen und Gehen, wie auf einem Bahnhof.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Sachs.

Zum 350. Todestage am 19. Januar 1926.

Von Ulrich W. Schroeck.

Das waren damals noch Zeiten für die Freie Reichsstadt Nürnberg. Reichtum, Bildung und Kunst wetteiferten miteinander im Morgenglanz einer neuen Zeit. Berühmte Namen treffen wir im sechzehnten Jahrhundert in Nürnberg an. Da lebten Peter Hele, der Erfinder der Taschenuhren, der Astronom Michael Behaim, der Humanist Willibald Pirkheimer; da schufen auch Albrecht Dürer, der Erzgießer Peter Vischer und der Bildhauer Adam Kraft ihre Werke. In Reichtum und Bildung konnten sich nur wenige, in der Kunst kaum eine der deutschen Städte mit Nürnberg messen.

Das war die Umwelt, in der Hans Sachs lebte und dichtete. Hier in Nürnberg besuchte der am 5. November 1494 als Sohn des Schneidermeisters Sachs Geborene die Lateinschule, erlernte das Schusterhandwerk und dann beim Meister Leonhard Nunnenbeck, dem Leineweber, die Kunst des Meistergesangs. Mittlerweile war er siebzehn Jahre alt geworden und durchwanderte nun von 1511—1516 einen guten Teil Deutschlands. Seine Wanderjahre führten ihn nach Regensburg, Passau, Salzburg, Innsbruck, München, Würzburg, Frankfurt, dann ins Rheinland nach Koblenz, Köln, Aachen, weiter nach Osnabrück und Lübeck, zuletzt nach Leipzig, Erfurt und Wien. In den drei folgenden Jahren, bis 1519, ließ er sich in seiner Vaterstadt als Schuhmachermeister nieder und verheiratete sich. Ruhig und äußerlich nüchtern floß sein ferneres Leben dahin; seine Zeit teilte er bis ins hohe Alter hinein zwischen seinem Handwerk, seiner Familie und seiner Neigung zur Dichtkunst.

Der Meistergesang, die bürgerliche Fortsetzung der mittelhochdeutschen höfischen Dichtung, wurde in den Sängerschulen der Städte gepflegt. Schon der Umstand, daß dabei versucht wurde, dem Dichter die handwerksmäßige Bindung einer Innung vorzuschreiben, genügte, um den Meistergesang an poetischem Wert weit hinter der mittelhochdeutschen Dichtung zurückstehen zu lassen. Die Vorschriften der Meistersinger für die dichterische Form, die sogenannte Tabulatur, engten das freie Schaffen übermäßig ein, so daß das meiste, was an Werken jener Zunftdichtung erhalten geblieben ist, uns heute ungenießbar ist. Meist war es in der Tat leeres Gerede und in den Niederlanden z. B., wo die Sängerschulen Rhetorikerkammern genannt wurden, sprach das Volk gar bald von den Rederykers, den Redereichen. Nur wenige vermochten über die herrschende Plattheit und Unpoesie hinauszudringen, und von diesen wenigen war Hans Sachs der bedeutendste. Der leidige Spottvers:

> Hans Sachs war ein Schuh-
> macher und Poet dazu —

erscheint uns denn auch, so treffend er den Meistergesang im allgemeinen in seiner handwerksmäßigen Gebundenheit kennzeichnen mag, übertrieben und ungerecht.

Denn Hans Sachs besaß Talent; und wenn auch vieles unter seinen Werken Spreu ist, und anderes, inhaltlich besseres, uns der äußeren Form wegen nicht mehr anzuziehen vermag, so bleibt doch noch eine Reihe von Dichtungen übrig, die dem singenden Schuster von Nürnberg einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur für alle Zeiten sichern. Eine ungeheuere Produktivität zeichnete ihn aus. In den fünfzig Jahren seiner dichterischen Wirksamkeit verfaßte er mehr als 6000 Gedichte, Fabeln, Erzählungen, Schwänke, Fastnachtsspiele, Komödien und Tragödien. In seiner Erklärung eines alten Holzschnittes, der Hans Sachs' poetische Sendung darstellt, zeichnet Goethe den Meister:

> Wie er die Frühlingssonne spürt,
> Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert:
> Er fühlt, daß er eine kleine Welt
> In seinem Gehirne brütend hält,
> Daß die fängt an zu wirken und leben,
> Daß er sie gerne möchte von sich geben.

Und so bringt er denn in Verse, was ihn des Reimens wert dünkt. Hans Sachs war für seine Zeit außerordentlich belesen. Er kannte die Bibel in allen ihren Büchern, das Schwank- und Possenbuch „Schimpf und Ernst“ des Johannes Pauli, des Lesemeisters im Barfüßerkloster zu Thann im Elsaß, die meisten deutschen Chroniken und Volksbücher, Boccaccios Novellen und die antiken Schriftsteller. Seine volkstümlichen Verse fließen leicht und sind ausnahmslos paarweise gereimt. Sie sind jedoch nicht nach Füßen, sondern nach der Silbenzahl gemessen und lesen sich deshalb für den heutigen Leser nicht eben flüssig:

> Wacht auf, es nahent gen dem tag!
> ich hör singen im grünen Hag
> ein wunnikliche nachtigall —

Anschaulichkeit ist der Hauptvorzug der Dichtungen des Meisters; das ganze bunte Leben seiner Zeit spiegelt sich darin, und sie sind bewußt lehrhaft im Sinne bürgerlicher Ehrenhaftigkeit. In dem schon erwähnten Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung“ hat Goethe den Meister treffend charakterisiert und ihm so ein bleibendes Ehrenmal geschaffen.

Das beste Denkmal aber setzte er sich selbst. Nicht durch den dichterischen Wert seines Werkes, der nicht hoch veranschlagt werden kann, wohl aber durch den Einfluß dieses Werkes auf seine Zeit. Es hat dazu beigetragen, die Kluft zwischen dem gerade damals in Blüte stehenden Wissen der oberen Schichten des Volkes und dem eben erst aus der Unwissenheit des Mittelalters erwachenden Wahrheits- und Schönheitsdrang des gemeinen Bürgers zu überbrücken. Seine Dichtung wurzelte im Volke und sie fand den Weg zum Herzen des Volkes, dem er, als vielgedruckter Schriftsteller, Erbauung, Unterhaltung und populäres Wissen brachte. Das stürmische Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges ließ bei dem allgemeinen Niedergang auch seine Werke der Vergessenheit anheimfallen. Doch der „Schuster von Nürnberg“ erwachte. Erneut schenkte er sich dem Volke, sobald der Wust der Französelei überwunden war und Goethe ihm zu Ehren die Verse schrieb:

> Weil er so heimlich glücklich lebt,
> Da droben in den Wolken schwebt
> Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
> Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt;
> In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
> Das seinen Meister je verkannt!

Sein erster Beruf.

Eine Kindergeschichte von Rolf Römer.

Herbert Häberle kam in die Küche gesaust, stürmisch, wie es nur ein neunjähriger Schulbub fertig bringt, und schwenkte sein blaues Rechenheft wie eine Siegesbeute in der Luft.

„Mutti! Die erste „Eins“ in der neuen Klasse!“ jubelte er voller Glück. „Schau her, Mutti! Und freust du dich auch ein kleins bißchen?“

„Freilich, mein Bübchen, mein liebes, fleißiges!“ lobte die Mutter den Jungen, legte den Quirl aus der Hand, mit dem sie soeben ein Ei in die Suppe hatte rühren wollen, und nahm das Blondköpfchen in die Arme.

„Und was krieg' ich?“

„Einen ganz dicken Kuß!“

„Keine Schokolade?“ bettelte das Leckermäulchen.

„Naschkätzchen du, ich habe keine!“

„Ach, Mutti, schau nur mal nach!“

„Gestern habe ich dir das letzte Stück ans Bett gebracht!“ wußte die Mama bestimmt.

„Dann laß mich eine kaufen!“

Über der Mutter Gesicht glitt ein Schatten Betrübnis. „Ich habe heute kein Geld für Naschwerk, Kind!“ schlug sie ihm die Bitte aus und strich zärtlich über das erregte Köpfchen. „Und nun sei verständig. Du bist doch mein großer, gescheiter Junge, und geh hinein, den Tisch decken. Gleich wird der Papa kommen mit einem Bärenhunger!“

Der kleine Herbert schlich betrübt davon und machte sich im Zimmer an die aufgetragene Arbeit, doch wie er dem Bufettkasten die Servietten entnahm, blieb sein Blick auf einer Handvoll Münzen haften, die seine Mutter wahrscheinlich in Eile dort hingelegt hatte. Wie sie ihn verführerisch anblinkten. Ganz funkelnagelneue waren dabei! Das Bübchen besah den Segen erst aus der Entfernung, dann drehte er das Geld neugierig zwischen Daumen und Zeigefinger. Und plötzlich krampfte sich sein kleines, tintenbemustertes Bubenfäustchen um eines der schönen blanken Zehnerle, das alsbald flugs in seine Hosentasche rutschte. Da lag es nun ganz zu unterst in der Tiefe und hatte ein Gewicht wie ein richtiger Bleiklumpen. Herbert Häberle hatte schwer daran zu tragen, doch die Schokoladenzigarre, die er am Nachmittag dafür einhandelte, schmeckte dennoch gut, wenn auch sein Gewissen während des Schmauses nicht recht Ruhe ließ. Abends beim Beten aber fiel ihm die Sünde mit einem Male schwer aufs Herz, und obwohl er dem lieben Gott versprach, dergleichen nie wieder zu tun,

konnte er doch nicht wie sonst einschlafen. Da hörte er durch die angelehnte Tür mit einem Male seine Eltern ihre Alltagssorgen beraten.

„Ich habe heute mein letztes Geld gewechselt!“ sagte die Mutter seufzend. „Was soll ich nun machen?“

„Die Doktorrechnung hat halt ein großes Loch gerissen!“ bestätigte Papa Häberle sorgenvoll. „Vielleicht hilft uns Tante Adelheid über die paar Tage!“

„Da kennst du sie aber schlecht!“ wehrte die Mutter ab. „Die hat nie in ihrem Leben rechnen müssen und kein Verständnis für andere!“

„Laß nur nicht gleich den Kopf hängen, Liebste,“ tröstete der Vater. „Ich schaffe schon Rat.“

Dem kleinen Herbert schlug das Herz voll Reue und leise weinend drückte er das Gesichtchen in die Kissen. Wie doppelt unrecht war heute sein kleiner Diebstahl gewesen! Und er grübelte und zersann sich das heiße Köpfchen, wie er die Sünde wieder würde gut machen können.

Am andern Morgen, als er der Schule zuwanderte, hörte er plötzlich vom Bahnhof her sonderbare Geräusche. Wie Brüllen klang es und Schnaufen, und doch nicht nach Schweinen oder Kühen, die manchmal die Güterwagen bevölkerten. Kleine Buben wissen Gott sei Dank, immer, wie sie in eine Umfriedung ohne Türe gelangen können; und auch Herbert war alsbald am Ziel seiner Neugier und machte große Augen, als er sich mitten in einem Zirkus befand. Was gab es da nicht alles zu sehen. Schmucke Pferdchen standen ungeduldig stampfend aneinandergebunden. Affen kletterten in einem großen Käfig herum und soeben verließ mit schweren, müden Schritten ein Elefant seinen Reisewagen. Beinah hätte Herbert seine Schule über all den Wundertieren vergessen, wenn ihn die Bahnhofsuhr nicht vorsorglich ermahnt hätte. Doch ehe er sich schleunigst auf einen Dauerlauf begeben konnte, packte ihn jemand ziemlich unsanft hinten am Schulranzen und drehte ihn kurzerhand um. Herbert erschrak, denn er fürchtete, daß ihn ein Bahnbeamter erwischt hätte und nun beim Ohrzipfel nehmen würde. Es war aber nur ein fremder Mann, einer von der Zirkustruppe, der ihn zwischen den Fäusten hielt.

„Willst du dir ein paar Groschen verdienen, Junge?“ fragte er ihn auch schon, ein bißchen rauh, aber doch nicht unfreundlich.

„Ich muß ganz schnell in die Schule!“

„Heute nachmittag erst, Bengel! Es ist kein Kunststück weiter!“

Herbert hatte das Gefühl, als wolle ihm der liebe Gott selber auf diese Weise über seine Sünde helfen und sagte ohne Zögern zu. Und nach dem Mittagessen wußte er sich auch geschickt von Hause wegzupirschen, um mit Eilschritten seinem ersten Posten zuzustreben. Mit seiner Aufgabe war er bald vertraut gemacht: ihn und noch einige andere Buben steckten ein paar Damen der Wandergesellschaft in lustige Indianerkostüme, malten ihnen die Gesichter rotbraun an, und gaben ihnen Weisung, mit recht viel Lärm und Halloh die Straßen zu durchziehen und eine Fahne zu schwenken, auf der die erste Vorstellung angekündigt stand.

Es war ein recht fideles Treiben und fast schien es den kleinen Indianern schmerzlich, als sie den Rundgang beendet hatten und aus den Rothautkitteln herausschlüpfen mußten. Nur Herbert war ein bißchen beklommen zumute gewesen, wie er unter den Fenstern seiner Mutter vorüberzog, ohne natürlich in seiner Verkleidung erkannt zu werden. Er hatte nämlich das sichere Gefühl, daß seine Eltern mit diesem Beruf nicht unbedingt einverstanden sein würden. Er wusch sich darum auch gründlicher als alle andern die Tätowierungsschminke wieder vom Gesicht, ehe er sich zur Entlohnung einfand. Mit seinem ersten Erwerb im Fäustchen eilte er dann heimlich froh nach Hause, und schob das Geld alsbald in aller Stille der Mutter in die Handtasche. Und beim Abendgebet flocht er ein ehrliches „Danke schön“ für den lieben Gott ein, der es alles so prächtig gefügt habe. Ehe er aber die müden Augen schließen konnte, schrillte draußen die Wohnungsglocke, und Tante Adelheid trat alsbald mit erregten Schritten in das trauliche Wohnzimmer.

„Das ist ein nettes Früchtchen, euer Herbert!“ begann sie nach der ersten flüchtigen Begrüßung, daß dem kleinen Lauscher der Schrecken lähmend in die Glieder fuhr. Und dann berichtete sie entrüstet über sein heutiges Indianerleben.

„Ist ja alles Unsinn!“ unterbrach Papa Häberle endlich ihren Wortschwall. „Du hast dich einfach verschaut.“

„Unmöglich!“ erhärtete die Tante ihren Bericht. „Meines Hausbeschließers Erich war auch dabei. Von dem weiß ich es!“

„Und trotzdem glaube ich's nicht!“ nahm die Mutter für ihr Bübchen Partei. „Ich kann mich auf Herbert verlassen!“

„Ich bin es aber doch gewesen!“ klang da ein schuldbewußtes Kinderstimmchen in die Auseinandersetzung und barfüßig und im langen Nachtgewand, wie ein richtiger Büßer anzuschaun, kam Herbert aus dem dunklen Schlafzimmer und flüchtete an seiner Mutter Seite.

„Nackerbengel, nichtsnutziger!“ brauste sein Vater entrüstet auf. „Hast du denn den Verstand verloren?“

„Ein echter Musterknabe!“ warf Tante Adelheid stichelnd dazwischen.

Mama Häberle aber ließ den kleinen Sünder nicht im Stich, sondern bat, ihn begütigend an sich ziehend:

„Laßt ihn selber beichten!“

Und dann befreite Herbert sein verzagtes, kleines Herz von der ersten folgenschweren Sünde, die es bedrückte. Von dem Zehnerle berichtete er, das er vernascht hatte, und das er ersetzen gewollt, wie er von der Mutter Geldsorgen gehört hatte.

„Ich dachte nicht, daß ich wieder ein so großes Unrecht tun würde; denn das Geld heute habe ich doch ganz ehrlich verdient!“ schloß er seine Beichte. „Und morgen soll ich auch wieder kommen!“

„Das wollen wir denn doch lieber lassen!“ bestimmte Papa Häberle.

„Aber wenn die Mutti kein Geld mehr hat!“

„Darüber brauchst du dir dein närrisches Köpfchen nicht zu zerbrechen!“ lachte Tante Adelheid, der das Indianerbübchen mit einem Male das Herz gewandelt hatte. „Ich bin ja auch noch da!“

„Und ist nun alles wieder gut?“

„Alles!“ bestätigten ihm alle drei und brachten ihn mit einem Versöhnungskuß schleunigst in sein Bett zurück. Und dann schlief Herbert so glücklich wie noch nie in seinem Leben.

Heine und der junge Dichter.

Anekdote, mitgeteilt von Franz Lächler.

(Nachdruck verboten.)

Heine weilte einmal an einem Abend in einem Kreise, in dem ein junger Dichter sein neuestes Drama vorlesen wollte.

Heine hätte den Abend lieber anderswo verbracht und war daher, als er dem ihm befreundeten Gastgeber hatte doch nicht absagen können, nicht gerade in bester Laune und entschlossen, den jungen Gefährten in Apoll, dem er den verlorenen Abend verdankte, womöglich recht zu ärgern.

Es war ein schwüler Sommerabend, und der Dichter löste, nachdem er sich die Erlaubnis seiner Zuhörer dazu geholt hatte, kaum, nachdem er begonnen, ein wenig die Halsbinde.

Im zweiten Akt nahm er sie ganz ab.

Im dritten Akt zog er, völlig vertieft in den Vortrag seines Werkes, über dessen Hohlheit er durch gewaltige, wärmeerzeugende Armbewegungen hinwegzutäuschen suchte, den Rock aus.

Im vierten Akt entledigte er sich der Weste.

Als er im fünften schon an den Hosenträgern rüttelte, meinte Heine, in eine Atempause des Vortragenden klar hineinsprechend: „Es ist gut meine Freunde, daß das Stück nicht mehr als fünf Akte hat!“

Tosendes Lachen erfüllte den Raum. Alles atmete erlöst auf, der junge Dichter aber eilte von dannen, nachdem er die abgelegten Kleidungsstücke rasch noch an sich genommen, — und ward nicht mehr gesehen.



Lustige Rundschau



*** Der Dauermieter.** Im Jahre 1862 war im Königreich Hannover der damals schon hochangesehene Windthorst zum Minister ernannt worden. Da die Familie erst in einigen Wochen übersiedeln sollte, so beschloß Windthorst, eine Wohnung zu suchen. Gute Wohnungen waren jedoch zu jener Zeit in Hannover meist in festen Händen. Nach langem Suchen fand der neugebackene Minister endlich ein angenehmes Logis. Nachdem er den Mietvertrag mit der Wirtin, einer nicht gerade auf den Mund gefallenen Dame, „paraphiert“ hatte, nannte er noch seinen Namen. „Was?“ rief voller Schrecken die dralle Wirtin: „Sie sind doch nicht etwa der neue Minister Windthorst?“ „Doch, der bin ich.“ „So, na, das tut mir sehr leid, mein Herr. Dann müssen Sie sich schon wo anders umsehen. Ich kann nicht so oft meine Parteien wechseln. Ich muß einen Dauermieter haben.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.